

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 10

Artikel: Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Heer, Jak. Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667341>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. Februar 1934

Heft 10

Winternachmittag an der Elbe.

Durch den Schnee, der Schlucht und Gräber füllt,
Wandert meine Seele ruhmhüllt,
Ach, sie möchte sich Genüge tun,
Lebenwarm im weißen Totenlinden ruhn!

Denn es wacht wie eine Flamme mein Gemüt,
In der Stille dieser Schlummerzeit.
Wie ein einzig Licht in Waldesnächten glüht,
Brennt mein Herz in Wintereinsamkeit.

Horch, wer hat den toten Hain erschreckt?
Ueberlast des Schnees fiel von den Zweigen.
Einen Laut hat sich Natur erweckt,
Weil ihr graute vor dem eignen Schweigen.

Durch beschneite Zweige kann ich ferne sehn,
Wo die stillen Segen gehn.
Aus dem Reich der stummen Nebelhöhn gesandt,
Ziehn sie lautlos in des Traumes Land. —

Holder Tag, der unterm Eis verrinnt,
Ewig wirfst du mir im Herzen sein!
Tief gebettet dort, wirfst du noch einst ein Wein,
Der die alten Augen mir mit Licht umspinnst.

Otto Ernst.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Herzbewegendes und Weltbewegendes.

„Die Krug kommt! Die Krug kommt!“ So ging der Überschwemmungsruß durchs Dorf, das Sturmglöcklein auf dem alten Schulhaus himmelte und erregte mit seinem flagenden Ton alt und jung. Auf den Dämmen leitete der Vater, der hohe Kanonentiefel und einen dunkeln Sturmhut trug, ruhig und sicher das Rettungswerk, eilte von Stelle zu Stelle und gab mit weittragender Stimme Befehle. Er war der geborene Organisator, der ein paar hundert Mann leicht durch die eigene zwingende Tatkraft zu nützlicher Arbeit reichte und gliederte, sie darin

Tag und Nacht festhielt, die widerstrebendsten Bursche zum Gehorsam zwang, wo einer das Werkzeug lässig oder ungeschickt führte, es ihm aus den Händen riß, selber mit Wucht ein paar Schaufeln voll Erde warf und mit der Anfeuerung: „So arbeitet man!“ an den Posten eilte, wo die Gefahr am größten war. Ein Bild stark wie ein Fels stand er in den Nöten.

Joggeli erlebte auch seinerseits einen großen Tag und nahm, soviel die Sinne hielten, von dem gewaltigen Gemälde der hochgehenden Krug in sich auf.

Das Klingen und Zischen der gelben Flut, das

Brausen der von den donnernden Wassern wie hingekämmten Weiden, die sich erheben wollten, aber widerstandslos vom Strom niedergepeitscht wurden, das dumpfe Rollen des wandernden Riesen im Grund, der quiekende Aneinanderprall der großen Wälzsteine, das war ihm monnige Musik, in deren Tönen er Schöpfung und Schicksal rauschen hörte, und der wogende Wald von Bäumen, die Menge des weggeschwemmten Hausgerätes, die auf dem mit Schaum und Blasen bedeckten Strom gaukelte, erfüllte seine Seele mit Schauern und Wonne.

„Man hat den Arm eines Buben gesehen, dann auch den schwarzlockigen Kopf.“ So meldeten Leute, die mit langen Haken allerlei Schwimmgüter aus dem empörten Flusse zogen. Joggeli stand einen Augenblick das Herz still. Er wollte, er hätte den Buben entdeckt. Gewiß hätte er ihn aus den Wogen geholt.

„Sie steigt — sie steigt!“ In kurzer Zeit wuchs die Krug fast um Manneshöhe, in quellenden Brunnen ergoß sich die Flut durch die undichten Dämme; sie flutete über ihre Kronen, die Ufer sanken da, sanken dort, sie vergingen wie Schnee im Föhn, der Vater blies auf dem Feuerhorn Rückzug, überall Dammbruch, die Rettungsmannschaft flüchtete sich mit Lebensgefahr. Und lawinenartig brach der Strom gegen die Häuser aus, erreichte ihre Mauern, stieg wie man eins, zwei, drei zählt, die Treppenstufen heran, quoll durch die Fugen der Böden, strömte durch die Haustüre herein und füllte die Wohnungen. Die Buben schlürften auf wackelnden Tischen den Kaffee, den Frau Elisabeth noch bereitet hatte, ehe die herandrängenden Wasser das Feuer im Herde löschten. Die Fensterscheiben klirrten in dem von der Strömung erzeugten Winde und die Familie überlegte, ob sie aus dem gefährdeten Hause ziehen wolle, doch weil man an die Wassernöte gewöhnt war und sich die hohe Krug meist so schnell verließ, wie sie gekommen war, zögerte sie.

Der Vater betrachtete prüfend die Flut: „Was ist das? Sie nimmt ja plötzlich unheimlich ab, sie fällt zusehends.“

Da gab die Sturmglocke die Antwort. Der Vater eilte mit der Bemerkung: „Zu Hause lasse ich dich regieren, Elisabeth,“ fort in sein Amt.

Der Damm oberhalb des Dorfes und der Maschinenwerkstätten war gebrochen, der Fluß strömte nicht mehr in seinem Bett, über das breite Tal erbrauste eine lange Nacht. Sturmlaternen, Fackelbrände, spiegelnde Flut, rau-

schender Regen, Kommandorufe, Arbeitsablösungen, unheimliches Tosen nah und fern, ein großartiges Nachbild, phantastische Pracht und Lebensgefahr, wohin man sah.

Joggeli wanderte sinn- und planlos und jauchzte in die dröhnende Verwüstung, ihm war, er müsse vor wilder Lust predigen, Lieder dichten, ein Jubel lebte in ihm wie in Nero beim Brande von Rom. „Was bist du für ein schlechter Bub!“ rief eine Stimme in ihm, hundert andere aber überschrien sie: in wogenden Strömen, die wie die Flut um ihn sangen, fühlte er die Stärke des Dranges, zu dichten, zu schreiben, die Elemente in Worte zu fassen! So geriet er auf allerlei Wegen und Stegen in die Arche Noah.

In der knietief mit Wasser gefüllten Wirtsstube hielt Rettungsmannschaft eben einen Imbiß, der Vater verteilte, im Wasser stehend, aus umherschwimmenden Rufen Wein und Brot an die Männer, die im Schein rauchender Lampen erschöpft und durchnäßt auf den Tischen saßen und ihr wohlverdientes Brot von der Hand aßen. Plötzlich hielt ihnen der Vater eine kurze Rede: Ehre den fleißigen, treuen Helfern und Rettern, aber das dürfe nicht geschehen, daß immer dasselbe Unglück sich wiederhole und endlich doch eine ganze Talschaft zu Grunde gehe. Die Losung müsse sein: Bändigung des bösen Wassers durch ein gemeinsames Werk des Staats, der Gemeinden, der Anwohner!

Der Gedanke war neu, die Männer horchten und stimmten zu, doch machte die vom Brausen der Hochwasser umrauschte Rede wohl auf niemand einen so tiefen Eindruck wie auf Joggeli. Ja, eine Geschichte, in der ein Wildfluß gefesselt wird, das wäre nach seinem Sinn!

So rasch wie der Strom gewachsen war, beschied sich die Krug wieder in die Rolle eines kleinen Flusses, nur der verschwollene Fußboden, der von der Wand klaffende Ofen, der Schlamm- und Modergeruch überall erinnerten noch an das große Schauspiel. Joggeli aber, der schon ein fleißiger Zeitungsleser war, hatte das „Tagblatt der Stadt Wülfsenberg“ zur Hand genommen und aufmerksam las er eine Schilderung: „Die Wassersnot in Krug“.

„Was machst du für ein lustiges Gesicht?“ fragte der Vater.

Da warf der Junge leicht hin: „Der Bericht ist nicht gut, man sieht daraus nicht, wie groß, schön und schauerlich die Überschwemmung gewesen ist.“

„Seht den Schulbuben an,“ sagte der Vater streng, „wie darfst du es wagen, die Arbeit eines Berufsmannes zu beurteilen; hättest du ihn denn besser geschrieben?“

„Ja,“ erwiderte Foggeli mit errötenden Wangen. Als sich nun die Leute mühten, die manns-tief ausgespülten Gärten und Straßen wiederherzustellen und die Schäden der Überschwemmung auszubessern, sagte der Vater, einige Bogen beschriebenen Schreibpapiers aus einem großen Umschlag ziehend, mit freundlichem Aufleuchten des Gesichts: „Jakob, du schaffst doch nicht gern, darum habe ich für dich eine schönere Aufgabe, nämlich den wohldurchdachten Vorschlag für eine Regulierung der Krug in einer Reihe von Abschriften zu vervielfältigen. Da kannst du zeigen, wie du auf der Feder bist, und wenn über Jahr und Tag die Verbauung des Flusses zustande kommt, so bleibt dir die schöne Erinnerung, du habest auch ein wenig zu dem großen Wohlfahrtswerke mitgeholfen.“

Die Aufgabe gefiel Foggeli, er ging eifrig und feierlich an das Werk, die ruhige klare Arbeit des Vaters so leidlich hübsch, als er es konnte, abzuschreiben. Mit einem stillen Stolz überreichte er ihm die erste Abschrift.

Die ausdrucksvollen Augen Christoph Sturms glitten wohlwollend und spannungsvoll über die Arbeit, da bligten sie unwillig auf, und die schweren, buschigen Brauen falteten sich: „Donnerwetter, Jakob, was machst du denn für Fagen in meinen Aufsatz hinein? Glaubst du ihn etwa verbessern zu müssen wie die Beschreibung in der Zeitung?“ Zornig zerriß er die Bogen, an denen Foggeli still und treu gearbeitet hatte, und entzog ihm die Arbeit scharf und verächtlich. „Nicht einmal zum Kopisten taugt er.“

Über Foggeli, der nicht abschreiben konnte, gingen trübe Tage, er lief in die Wälder, und da er den Erwachsenen nicht recht tun konnte und wohl auch, weil er nun bereits in das Sammelalter trat, schuf er eine Welt für sich und verwandelte die Dachkammer, in der er hauste, zu einem Raritätenkabinett naturkundlicher Sehenswürdigkeiten. Da gab es einen Magnet, den er um den billigen Preis von zwölf Geschichten erworben hatte, obgleich der Stahl nicht nur Eisenfeilspäne, sondern auch größere Nadeln und Nägel an sich zog, da lagen die Hälfte einer Kanonenspißkugel, die man beim Aßern gefunden hatte, ein durchscheinender Rheinkiesel, eine Sandsteinplatte mit deutlich erkennbaren Gletscherschliffen, ein „Zeuge der Eiszeit“, näm-

lich ein rot und grün gesprenkeltes Stück eines jener Wanderblöcke, die an Hügeln und Höhen der oberrheinischen Landschaft zerstreut sind, dazu allerlei Tierschädel, Schneckenhäuser, Pilze und Schwämme aus Feld und Wald. Manchmal aber hingen seine Gedanken etwas wehmütig an Friedli, der halbverlorenen Freundin.

Sie wohnte seit ihrem Wegzug von Krug in der Stadt Wülfsenberg, an Sonntagen und in den Ferien aber in der romantischen Mühle von Nebelfingen, einem mütterlichen Besitze, der, von der Ruine Alt-Nebelfingen überleuchtet, eine halbe Stunde von Krug am Flusse lag. Die Mühle war halb ein Herren-, halb ein Bauerngut, das Spiel lebendiger Wasser und klappernder Räder umgab sie, unregelmäßig ragten die Giebel, einzelne Gebäude waren wohlgepflegt, andere im Verfall, das herrschaftlichste unter ihnen war ein großes Wohnhaus mit Steinbogen über den Fenstern und nach französischer Art geschwungenem Dach. Davor lag ein Garten im Barockstil. Über die Buchshecke, die ihn umfriedete, ragten absonderlich zugestuzte Baumgebilde, denen die Schere des Gärtners die Form von geometrisch abgegrenzten Pyramiden, von Kegeln, Kugeln und Eichen gegeben hatte, ähnliche Figuren standen an den Gartenwegen und schmückten ein Lusthaus. Daneben spülte die Krug malerisch über Felsen, bildete einen kleinen Sturz und ruhte in geglätteten Schalen, auf die man von einer altertümlichen Brücke niederblickte.

Das war Friedlis neue Heimat. Am Nachmittag vor dem Sonntag aber kam das rasch und reizvoll aufblühende Kind nach Krug und legte einen frischen Blumenkranz auf das Grab ihres Vaters. Da war auch Foggeli stets unterwegs, suchte eine flüchtige Begegnung auf der Straße, nahm aber, sobald er Friedli erblickte, Reißaus, denn sie war das Kind von ehemals, mit dem er im Fallenbrüchlein gespielt hatte, nicht mehr. Sie hatte den Bogenkamm abgelegt, ein Hängezopf weicher, kastanienbrauner Haare wallte an ihrer schlanken Gestalt hernieder, und still und gemessen wandelte sie in dem dunkeln, feierlichen Gewand der Waise, ohne sich viel nach rechts und links umzusehen. Grüßte Foggeli links, so tat es Friedli leise und verlegen, und nur selten glitt von errötenden Wangen ein verstohlenes Lächeln zu ihm hinüber und schauten die dunkeln Augen mit sanftem Aufleuchten nach ihm.

Oft blieb sie auf ihren Spaziergängen von Nebelfingen nach Krug, als hätte sie das Heim-

welch nach verlorenem Glück, bei dem Herrenhaus und Garten stehen, die ihr Kinderparadies gewesen waren, und sah sich verloren um, ehe sie mit einem jähen Ruck weiter schritt, und Zoggelis Herz war voll Mitleid mit der früheren Gespielin, die, wie er wohl bemerkte, vom Tode ihres Vaters bis ins tiefste Gemüt getroffen war und darum das frohe Jugendleuchten gegen einen sinnenden Ernst getauscht hatte. Aus lauter Achtung vor dem Schmerz Friedlis wurde Zoggeli scheu gegen sie, und es schien, als ob sich die beiden Kameraden je länger desto mehr entfremden würden.

Als aber im größterlichen Hause die freudige Hochzeit Susannas stattfand, die unter den vielen Burschen, die sie umschwärmten, den Mann ihres Herzens herausgefunden hatte, erlebte er eine liebliche Überraschung. Unter den Geschenken, die für die Hochzeitsgäste eingingen, war eine geheimnisvolle Schachtel mit der Aufschrift: „An Jakob Sturm.“ Die Post habe sie gebracht. Aus den Spänen, mit denen sie gefüllt war, hob er ein feines, einfaches Henkelglas. Darauf war ein Blumenfränzchen gemalt, und in der Mitte des Kränzchens stand: „Vergißmichnicht!“ Darunter lag ein hübsches, wohlgebundenes Notizbuch.

„Wer schickt mir das?“ jubelte Zoggeli. Nirgend war ein Name.

„Verstelle dich doch nicht so“, lachte die Mutter, „du weißt schon, wer die Absenderin ist.“

„Ich glaube nicht einmal, daß der Becher und das Buch von Friedli kommen,“ versetzte Zoggeli purpurrot, inniger davon war aber niemand überzeugt als er, und es hätte der Anspielungen Mareilis, der Freundin Friedlis, nicht einmal bedurft, um ihm die Gewißheit zu geben. „Warum grüßt sie mich denn auf der Straße nicht recht?“ fragte Zoggeli.

„Ja, wir Mädchen sind halt schon etwas groß“, sagte das aufgeweckte Mareili, „und stolz sind wir auch. Da können wir doch nicht still stehen und sehen, ob es dir gefällig ist, mit uns zu reden. Am Ende tätest du es nicht einmal, denn du bist gar ein Sonderling.“

„Doch, doch,“ erwiderte Zoggeli, und er strich häufig um die malerische Mühle von Nebelfingen, und über die Krug hin sah er Friedli dann und wann im Garten, in dem die seltsam geschnittenen Bäume standen. Mit Nicken und Neigen grüßte sie ihn über den Fluß, sobald er sich aber ein Herz faßte und über die Brücke zu dem Garten lief, war sie verschwunden, doch lag

als Merkzeichen der Freundschaft irgend eine Blume am Weg, die nicht zufällig dorthin geraten war. Trotz mancher Enttäuschung ging ein süßer Reiz durch das Versteckensspiel, das Sichsuchen und Fliehen, das Sichausschweigen und Sicherkennegeben zweier Menschenkinder, die einander nicht mehr recht in die Augen blitzen durften.

Wer von einer heimlichen Freundin ein Glas mit einem Blumenfränzchen und ein schönes Notizbuch bekommen hat, der soll aus dem Becher trinken und in das Büchlein schreiben.

Das war Zoggelis Ansicht. In das Notizbuch sammelte er die Namen aller deutschen Dichter und Schriftsteller, die er aus den Büchern kennen gelernt hatte, und alle Sprichwörter, die er im Volksmund und in Druckschriften fand, und je lieber ihm ein Dichter oder ein Sprichwort waren, um so schöner malte und verzierte er die Buchstaben. „Ludwig Uhland“ schrieb er aus besonderer Hochachtung mit Karmin, zögerte aber langhin, dem Dichter der „Frühen Gräber“ auch ein Plätzchen in seinem Notizbuch anzuweisen, das „Klop“ und „Stoß“ gingen ihm nicht zusammen, er hätte „Klopffstoß“ vorgezogen, was zwar auch keinen dichterischen Hochklang, aber doch einen Sinn hat. Endlich trug er den Namen nicht ohne Bedenken in sein Buch.

Indem er sich an den Siebenjachen, die er zusammengetragen, erfreute, kümmerte es ihn wenig, daß er kein Talent zum Kopieren hatte, daß die Flußverbauungspläne des Vaters und anderer Männer nur langsam Boden gewannen, er lebte gleichmütig und frohmütig in den Tag, bis ihn Herzbewegendes und Weltbewegendes daraus schreckte.

Das Schicksal fuhr wie ein Donnerstrahl in das Familienglück, das Christoph und Elisabetha Sturm im alten Haus an der Krug gegründet und geweitet hatten. In einer Nacht erlag das jüngere Dreiblatt der Kinder, ein Knabe und die beiden lieblichen Mädchen, die besonders auch Zoggelis Freude gewesen waren, einer tödlichen Kinderkrankheit. Sterben auf Sterben. — Drei Leichen in einem Sarg. — Erschütterndes Leid. Todesfurcht rieselte auch den älteren Brüdern durch die Glieder, der Vater, der eichenstarke Mann, wankte und war eine Weile ein Schatten seiner selbst, rastlos suchte er die verlorenen Kinder um das halbtentvölkerte Haus. In der dumpfen Bedrückung, in der die Familie dahinlebte, war nur die Mutter stark, sie trug den fast unüberwindlichen Schlag in



Alte Frau beim Apfelschälen.

Nach einem Gemälde von Nikolaas Maes.

stiller Ergebenheit und Seelengröße. Eines Abends sagte der Vater gramvoll: „Jakob, hast du kein Herz, daß du schon wieder und so eifrig die Zeitung lesen magst?“

Der Bube aber antwortete: „Vater, es gibt Krieg!“

Da las auch Christoph Sturm die Zeitung.

In das Herzbewegende fiel das Weltbewe-

gende, die Erhebung der gesamten Waffenmacht Deutschlands gegen die Herausforderungen Frankreichs, und als das schicksalsgewaltige Drama die Völker von einem Ende der Welt zum anderen in Spannung versetzte, da fiel auch eine Wendung in Joggelis Jugendgang.

Eine Wendung zum Glück?

(Fortsetzung folgt.)

Ruf der Meister.

Hohe helle Himmelsbogen
Haben wir mit eiserfroher Hand
Uns zu Häupten hingezogen.
Und nun schaut, wie alles Land
Unter den kristallinen Aetherwogen
Klar und gotteschön erstand!

Ihr in Dunst und Dämmerungen —
Warum wagt ihr nur auf Augenblicke
Her zu uns die zagen Lungen?
Auf die Welt und jegliches Geschicke
Schauen unsre Königsblicke
Segnend, ruhevoll und unbezwungen.

Hans Böhm.

Wissenschaft in Wolkenkratzern.

Mammutbauten für die amerikanische Forschung.

Von Dr. W. Heinze.

Der Verfasser unseres Artikels hat kürzlich auf einer ausgedehnten wissenschaftlichen Studienreise durch die Vereinigten Staaten alle größeren Universitäten Amerikas besucht, die sich von den deutschen Forschungsstätten in einigen sehr wesentlichen Punkten unterscheiden.

Die Wissenschaft in Amerika ist außerordentlich jung. Viele unserer deutschen Universitäten wurden gegründet, bevor Kolumbus Amerika entdeckte. Die ersten Jahrhunderte der Eroberung des neuen Erdteils waren ausgefüllt durch Urbarmachung, Kämpfe mit den Indianern, Kämpfe der eindringenden Mächte untereinander, später auch durch wirtschaftliche und politische Organisation. Diese stürmische Entwicklung, die einen ganz primitiven Erdteil in wenigen Jahrhunderten auf eine Stufe der Zivilisation bringen mußte, zu deren Erreichung Europa Jahrtausende gebraucht hatte, ließ keine Zeit und Kraft für die Pflege so verfeinerter, aber praktisch zunächst nicht direkt nötiger Kulturerscheinungen übrig, wie es die echte Wissenschaft ist. Erst als der Kampf um die nackte Existenz und um die rein materielle Macht zu einem gewissen Abschluß gekommen war, etwa in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurden Kräfte und Mittel frei, aber erst um die Jahrhundertwende begann die amerikanische Wissenschaft, sich selbständiger zu entwickeln. Ein ungeahntes Aufblühen erlebte sie dann, wie das ganze Land, durch den ungeheuren wirtschaft-

lichen Aufschwung der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Von den Geldmitteln, die in jener Zeit in den Vereinigten Staaten zur Verfügung standen, kann man sich heute im verarmten Deutschland keine Vorstellung machen. Die weitblickendsten und kultiviertesten Geister jenes Landes verstanden es, einen Teil dieses Überflusses der Pflege der Wissenschaft zuzuleiten. So kamen ungeheure Stiftungen von Privatpersonen für wissenschaftliche Zwecke zustande — Gaben von 1—10 Millionen Dollar an Universitäten und Forschungsinstituten in Testamenten oder auch zu Lebzeiten der Stifter gehörten zum Alltäglichen.

Diese Entwicklung drückt der amerikanischen Wissenschaft innerlich und äußerlich unverkennbar ihren Stempel auf. Da sie so jung ist, ist sie viel traditionsloser als die deutsche Wissenschaft, das heißt sie ist viel unbeschwerter von Vorurteilen, geht „naiver“ an ihre Probleme heran, auf der anderen Seite aber fehlt ihr häufig der solide Unterbau, mangelt es manchmal an der Gründlichkeit und Sorgfalt der Arbeit, durch die gerade unsere deutsche Forschung in Jahrhunderten zu ihrem Weltruf gelangt ist.

Aber auch im äußeren Aufbau geht die amerikanische Wissenschaft häufig neue und eigene Wege. Das drückt sich vielfach schon in den Gebäuden aus. Noch um die Jahrhundertwende berichteten deutsche Gelehrte, die die ame-